

Der Schalk im Talar

Autor(en): **Zinniker, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **227 (1954)**

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-656458>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Schalk im Talar

Von Otto Zinniker

Wir haben kürzlich unsern alten Dorfpfarrer Erich Schneider zu Grabe getragen. Er starb, nachdem er bis zur letzten Stunde frisch und rüstig geblieben war, im zweiundachtzigsten Lebensjahr an einem Schlaganfall. Sein Heimgang wird vom ganzen Dorf aufrichtig betrauert; denn er war ein Hirte, der das Christentum mit Duldsamkeit ausübte, den starren Dogmenglauben verwarf und die letzten Menschheitsfragen bescheidenlich auf sich beruhen ließ. Pfarrer Erich Schneider war ein Mann, der sein Amt mit höchster Würde versah und darüber hinaus am Leben der Dorfgemeinschaft innigen Anteil nahm, indem er im stillen Gutes wirkte, jahrzehntealten Sittenhader schlichtete, den Prahlhansen das Räppchen zurechtschob und manchen unbesonnenen Feuerteufel vor folgen schweren Dummheiten bewahrte. Kurzum, seine Rechte wußte tatsächlich nicht, was die Linke tat. Für alle hatte er ein tröstliches Wort, einen wertvollen Rat; aber was wir am meisten an ihm liebten, war das wahrhaft befreiende, ursprüngliche, gesunde Lachen, mit dem er menschliche Torheiten und Schwächen beglich. Wer dieses wie Orgelton erbrausende, alles griesgrämige wegschwemmende und alles Kopfhängertum Lügen strafende Lachen einmal gehört hatte, verlor es nie mehr aus dem Ohr.

Um diesen prächtigen Pfarrer wob längst vor seinem Eintritt in den Ruhestand die Legende. Namentlich in seiner Jugendzeit scheint ein fröhlicher Streich den andern abgelöst zu haben. Wer beim Leichenmahl im „Sternen“ den Erzählungen seiner Amtsbrüder lauschte, die ihm das letzte Geleite gegeben, dem schwirrte nachher der Kopf vor lauter Possen und Schwänken. Anekdoten winden sich nur um die Stirn von Männern, die als ganze Menschen angesprochen werden dürfen. Versuchen wir es, hier eine nachzuzeichnen.

*

Der Theologiekandidat Erich Schneider ging zum letztenmal zu seinen Eltern im Juradorf



Bern 600 Jahre im Ewigen Bund der Eidgenossen
Aus dem Festzug: Tanz um den Freiheitsbaum aus der Franzosenzeit

Photopress-Bilderdienst, Zürich

in die Ferien. Mit einem Tornisterchen, das etwas frische Wäsche, ein Zahnbürstchen, einen Kamm und einige gelehrte Schriften enthielt, verließ er die Universitätsstadt. Frohen Herzens wanderte er in den hellen Septembermorgen hinaus. Am schlanken Leibe trug er einen dunklen, vom Sitzen ein wenig abgewetzten Anzug, der zu den leuchtenden Farben des Tages nicht recht passen wollte, und in der Hand schwang er einen Haselstecken, den er sich aus dem Gebüsch geschnitten. Weil er sich von der Last des Studiums befreit fühlte und die Welt ihm über Wiesen und Acker her so strahlend entgegenlachte, pffte er, wenn es nicht gerade bergan ging, manche Lied- und Marschweise vor sich hin. Auf dem Felde arbeitende Bauern musterten ihn mit prüfenden Augen und murrten verblüfft, wenn ihnen der vermeintliche Walzbruder und Bagabund einen muntern Gruß zuwinkte; Kinder, die auf den Dorfgassen mit Marmeln und Hosennöpfen spielten, rief er mit launigem Scherzwort an; manchmal schlug er einen frühreifen Apfel aus einem Baum am Straßenrand; und eine beträchtliche Strecke weit sah er verstholenerweise einem holpernden Fuhrwerk hintenauf. Am Spätnachmittag erreichte der wandernde Theologe ein Städtchen mit Ringmauern und Erfern, ein mittelalterlich verträumtes Nest, das mit seinen an die Straße gebauten Gaststätten unwiderstehlich zur Rast einlud. Und so geschah es denn, daß der über und über verstaubte Gottesgelehrte ein lauschiges Wirtschaftsgärtchen betrat, Ränzel und Haselstecken ablegte und, nach flüchtiger Schätzung seiner Barschaft, zu einem Glas Bier eine ledere Rauchwurst bestellte. Obwohl der Jura noch in weiter Ferne stand und bereits seine blauen und violetten Schatten zu werfen begann, verzehrte er gelassen, was das Mädchen freundlich vor ihn hingestellt. Er hätte sich gerne ein zweites Glas geleistet, aber das Geld reichte dazu nicht aus. Denn über welche Ecken und Ranten er die bescheidene Zecher auch überschlug, es blieb ihm höchstens ein Zehner für die Bedienung übrig. Er dachte an die philosophischen Wälzer, die er sich in letzter Zeit über sein Vermögen hinaus angeschafft hatte, und betrachtete mit bedauerndem Lächeln den kläglichen Tümpel am Grunde des Glases.

Als er Tornister und Stecken wieder aufnehmen wollte, schwenkte aus einer Seitengasse ein Mann mittleren Alters in die Trinklaube ein. Über dem fragenlosen Hemd trug er eine offene Weste, deren linke Brustseite mit einem ganzen Arsenal von Näh- und Knopfnadeln besteckt war, ein geblümtes Sammetkäppchen zierte den lichten Schädel, und eine in Stahl gefaßte Brille spreizte sich über seine lustig aufgeworfene Nase. Mit beifälligem Nicken gewahrte er die Wanderausrüstung des Studenten, setzte sich kurzweg an seinen Tisch und zog ihn im Umsehen in ein Gespräch über die Ausichten des Wetters, über Woher und Wohin.

Erich gab willig, doch mit gebotener Zurückhaltung Bescheid. Das Mädchen erkundigte sich nach den Wünschen des neuen Gastes, den es als „Meister Amrain“ anredete, und langte mit der Frage, ob es nachfüllen dürfe, gleichsam im Vorbeigehen nach dem leeren Glase des Theologen. Dieser lehnte zwar ab, verriet aber mit deutlicher Gebärde, daß es ihm nicht an Durst, wohl aber am nötigen Kleingeld gebrach.

„Geht auf meine Rechnung, Thereschen“, entschied der Tischkamerad, dem die Lust auf ein Plauderstündchen ins Gesicht geschrieben stand. Schon während sie wie alte Bekannte anstießen, hatte ein geriebenes Teufelchen seine Finger im Spiel. Der Mann aus dem Städtchen stellte sich, damit alles mit richtigen Dingen zugehe, als Schneidermeister Amrain vor, der gegenwärtig in Aufträgen erstide und bloß auf einen Sprung aus dem Geschäft entwischt sei.

„Kein Wunder, die Leute decken sich auf die kalte Jahreszeit ein“, versetzte der Kandidat verständig, worauf ihn der andere hüstelnd ins Auge faßte und ihm mit plötzlichem Anlauf auf den Kopf zusagte: „Ich habe gleich gemerkt, daß Ihr ein Schneider seid.“

„Das stimmt. Doch woher wißt Ihr das?“

„Wißen? Haha! Unsereiner hat so etwas im Blick, in der Erfahrung“, prokte Amrain auf. „Unsereiner täuscht sich nicht.“

„Zum Wohl“, sagte der Theologe und lachte auf den Stockzähnen.

Sie gerieten in immer lebhaftere Unterhaltung, und die Zeit verstrich. Durch das Gärtchen wehte der Abendwind, trieb da ein welkes

Blatt über den Ries und dort noch eines. Ein blondzopfiges Töchterchen, Lisbeth mit Namen, das die abendlichen Quergänge seines Vaters zu kennen schien, rief den Schneidermeister zum Nachessen. Amrain bezahlte. Er bezahlte für beide, die Rauchwurst miteingerechnet. Und da

er es in den Fingerspitzen spürte, was er seiner Würde als Handwerksmeister schuldete, lud er den abgebrannten Wanderburschen zu sich nach Hause ein. Wie heftig sich Erich auch dagegen sträubte und geltend machte, in der Abendkühle noch einen Strich Weges marschieren zu wollen,

es nützte ihm nichts; denn der wadere Amrain faßte ihn am Arm und befahl kurz und bündig, indem er mit der freien Hand gahauf deutete: „Vorwärts, keine Ausrede! Auf einen Teller mehr oder weniger kommt es bei uns nicht an.“ „Ich bereite Eurer Meisterin doch nur Unannehmlichkeiten.“

„Papperlapapp! Laßt das meine Sorge sein und mischt Euch nicht in anderer Leute Angelegenheiten. Was ich übrigens noch sagen wollte: Ihr könntet morgen gleich bei mir in Arbeit treten. In Ordnung?“

Der junge Mann Gottes schwieg vor Überraschung, was der Handwerksmeister unbesehen als Einverständnis und Zusage auslegte. Da er den Spaß nicht verderben wollte, gab er den Widerstand auf und ging mit, obwohl sein Gewissen ihn ernstlich davor warnte, die Sache auf die Spitze zu treiben. Statt Farbe zu bekennen, noch nie im Leben weder Elle noch Zuschneiderschere gehandhabt zu haben, sann er als geborener Schalk darüber nach, wie die trefflich eingefädelte Posse zu glimpflichem Ende zu führen sei. Die innere biblische Stimme verstummte und verkroch sich schließlich wie ein Hündchen, das sich vor Strafe fürchtet.

Der dampfende Milchkaffee und die braunkrustige Röstli, die reihum aus der gemeinsamen Platte geschaufelt wurde, munden köstlich. Frau Amrain, die durch ihren Gatten rasch ins Bild



Bern 600 Jahre im Ewigen Bund der Eidgenossen
Aus dem Festzug: Niklaus Manuels Totentanz

Photopress-Bilderdienst, Zürich

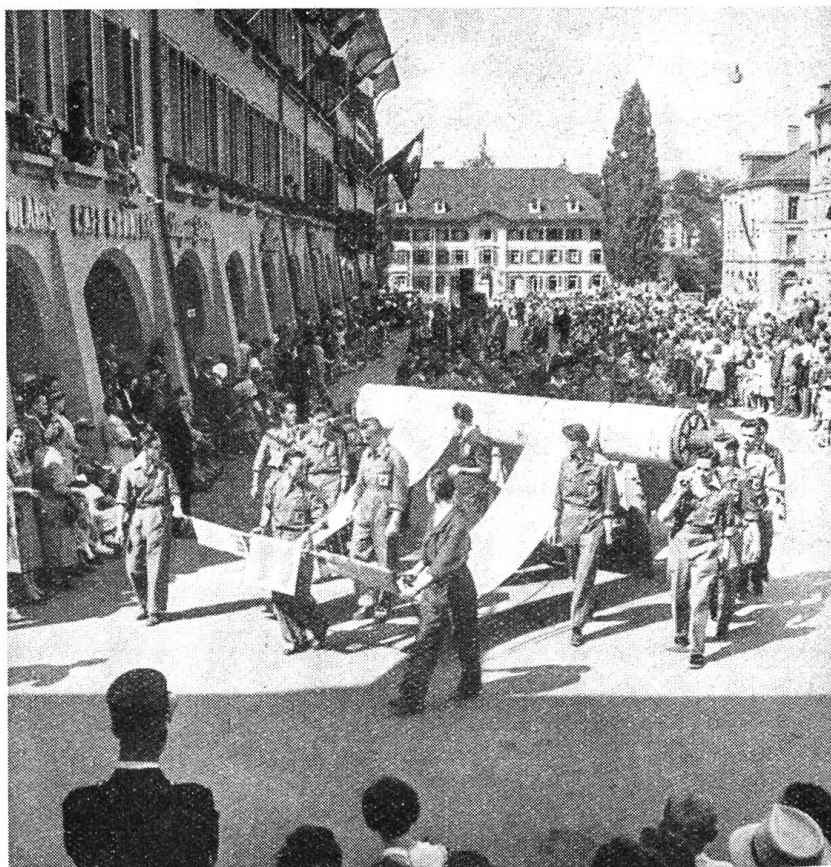
geleßt worden war, konnte sich nicht erinnern, schon jemals einen so wohlgezogenen, manierlichen Gesellen verpflegt zu haben. Sie machte kein Hehl aus ihrer Freude und munterte ihn, als er längst gesättigt war, ein über das andere Mal zum Zulangen auf. Meister Amrain seinerseits schmünzelte vor Vergnügen und warf sich vor Frau und Tochter gehörig in die Brust, wieder einmal einen rechtschaffenen Burschen gefunden zu haben. In diesem Punkte komme ihm nicht leicht einer nach, erklärte er. Aber eben, man müsse das Gespür dafür in der Nase haben.

Erich saß der Meisterstochter Lisbeth gegenüber, die ihn unbefangen betrachtete und ihren Blick bisweilen verstohlen zu seinen unverbrauchten, zarten pastoralen Händen abgleiten ließ, zu diesen Händen, die nicht entfernt mit den kralligen Zangen ihres Vaters zu vergleichen waren. Die milde Beseelung ihres hübschen Gesichtes sammelte sich in den Augen zu einem sanften strahlenden Glanz, in dem ein leises Fragen und Zweifelns zu schweben begann. Sobald sich Gelegenheit bot, nahm Erich deshalb erst die eine, dann auch die andere Hand unauffällig unter den Tisch und faltete dort beide, für Lisbeth verborgen, im Schoße.

Nachdem die Männer zur Feier des Einstandes mit einem Glas Burgunder auf gutes Gelingen geläutet hatten, führte der Meister die vom Glücke hergewehrte neue Hilfskraft in die inzwischen hergerichtete Gesellenkammer unterm Dache und wünschte ihr eine geruhlsame Nacht. Die frischen Linnen dufteten nach durchsonnter Luft, und eine wohlige Müdigkeit nahm den Kandidaten in tiefen, traumlosen Schlaf.

Am nächsten Morgen sprang er auf das erste Pochen hin aus den Federn, tauchte das Gesicht ins Wasser, strich sich mit dem

Ramm die dichten Haare zurecht und übte im schadhafte Spiegel ein pfiffiges Lachen ein, das ihm aber je länger desto weniger gelingen wollte. Dann raffte er seinen Mannesmut zusammen, stieg gefaßt in die Stube hinunter und setzte sich mit den Meistersleuten an den Frühstückstisch. Lisbeths Platz war noch leer. Erich atmete erleichtert auf, daß die Tochter des Hauses, die vielleicht schon gestern einen Argwohn geschöpft haben mochte, dem bedrohlich näherrückenden Abschluß der Affäre nicht beiwohnen würde. Während ihm das altbackene, mit Butter bestrichene Brot zu schaffen machte und ihn im Halse würgte, lauschte er angestrengt auf Lisbeths Schritte, die aber ausblieben. Als es Zeit wurde, wischte sich der Meister den Schnauz und verkündete mit



Bern 600 Jahre im Ewigen Bund der Eidgenossen
Umzug der berufstätigen Jugend: Buchdruckergruppe

Photo W. Rydegger, Bern

väterlicher Stimme:
„So wollen wir in
Gottes Namen an die
Arbeit gehen.“

Jetzt mußte der
Schwindel heraus. Jetzt
gab es kein Zaudern,
kein Ausweichen und
Aufschieben mehr. Erich
erhob sich und schaute,
sich an der Stuhllehne
festhaltend, hilfesuchend
zuerst auf die Meisterin,
dann auf den Meister.
Beim siebenten Schlag
der Sumiswalder Uhr
ermannte er sich:

„Herr Amrain, es
liegt ein Irrtum vor;
bitte, entschuldigt mich.“

„Ein Irrtum? Ich
verstehe nicht. Ist es
Euch bei uns schon ver-
leidet? Fühlt Ihr Euch
nicht wohl im Orte?“

„Ganz im Gegen-
teil. Aber Ihr seid an
einen falschen Gesellen
geraten.“

„Sagt, was gesche-
hen ist. Aber tut es kurz
ab“, bligte Amrain
unter buschigen Brauen
hervor.

„Ich heiße wohl Schneider“, gestand der
Kandidat kleinlaut, „aber Schneider von Beruf
bin ich nicht, sondern Student kurz vor dem
Staatsexamen; ich befinde mich unterwegs nach
dem Elternhaus.“

Betretenes Schweigen klappte auf. Und nun
war es an Meister Amrain, sich über der kläglich
zerstörten Hoffnung zu fassen. Er tat es in würdiger
Weise.

„Student, sagt Ihr? Von welcher sündigen
Wissenschaft, wenn ich fragen darf?“

„Student der Theologie.“

„Das wird ja immer besser!“



Bern 600 Jahre im Ewigen Bund der Eidgenossen
Aus dem Festzug: Die Gardereiterei Karls des Kühnen von Burgund

Photopress-Bilderdienst, Zürich

Wie von ungefähr bemächtigte sich des auf-
gebrachten Amrainischen Gemütes eine Art Ach-
tung und Ehrfurcht vor dem künftigen Talar,
auch wenn der Schalk darunter sein Wesen treiben
mochte. Und es war, als ob der christliche Geist
durch die ehrbare Handwerkerstube wehe.

„Ihr gefällt mir trotz allem“, sagte Frau
Amrain im Begrämen der Tassen. „Ein Pfarrer,
der keinen Spaß versteht, ist ein Schrecken für
die Gemeinde.“

„Das meine ich auch“, pflichtete Amrain bei,
freilich ein wenig betrübt, die Arbeit wieder
allein aufnehmen zu müssen.

Der Kandidat bedankte sich höflich für Berücksichtigung und Nachtlager und bat nochmals gebührend um Nachsicht. Dann drückte er Frau Amrain die Hand und wandte sich zum Gehen. Der Meister, dem ein verschmicktes Lachen um Nasenflügel und Mundwinkel spielte, begleitete ihn bis vor die Haustür. Durch Ehrenwort und Handschlag, damit das Zeug doppelt genäht sei, mußte ihm Erich versprechen, ihn zur Antrittspredigt einzuladen, welche Kirchengemeinde zu Berg oder Tal ihn auch als Pfarrer wählen würde.

Damit waren die Waagschalen wieder ins Gleichgewicht gebracht, und der junge Mann Gottes wanderte durch den Septembormorgen weiter seiner Heimat entgegen. Nach und nach brach die Sonne durch die Nebel und entwirrte das graue Gespinnst zu feinen Silberfäden.

Gelehrtenhumor

Viele berühmte Gelehrte sind nicht nur durch ihre Zerstretheit, sondern auch durch ihren trockenen und schlagfertigen Humor bekannt geworden. So erzählte man sich beispielsweise in ganz Deutschland eine Anekdote von Schleiermacher, der auch als Prediger sehr beliebt war. Man fragte den Theologen, warum seine Predigten so gut besucht seien und so viele Menschen aus allen Ständen und Schichten anlockten. Schleiermacher antwortete bescheiden: „Es sind hauptsächlich Studenten, junge Damen und Offiziere, die zu mir kommen. Die Studenten kommen, weil ich der Prüfungskommission angehöre; die jungen Damen kommen wegen der Studenten und die Leutnants wegen der jungen Damen.“

Theodor Mommsen gehörte zu jenen Gelehrten, die keine Festlichkeiten mochten und kein Lob vertragen konnten. Als er 70 Jahre alt wurde, erschien in seiner Wohnung ein Festauschuß und überreichte ihm eine umfangreiche Festschrift mit wissenschaftlichen Beiträgen aller seiner Freunde und Kollegen. Nachdem sich die Herren der Delegation verabschiedet hatten, wog Mommsen nachdenklich den stattlichen Band in seiner Hand. Dann blätterte er ihn langsam durch und seufzte vor Kummer: „Kinder — Kinder — das dauert mindestens vier Wochen, bis ich das alles von Grund auf widerlegt habe.“

Salomonisches Urteil

Eine Tessiner Legende von Paul Frima

Hoch über dem Luganer See, in einem Sattel des Monte Arbostora, eingebettet von Kastaniengewäldern und Rebgeländen, thront bezaubernd schön wie ein Bergnest im Sabiner Gebirge das Künstlerdorf Carona, dessen Bauernjugend gar oft vom Wege der Landwirtschaft abwich und auf den der Kunst hinüberglitt. War doch ein Caronese der Schöpfer der prachtvollen und mächtigen Rose des Mailänder Domes. Auch die Dorfkirche zeugt vom Kunstsinne der Bevölkerung, und die Wände sind mit großartigen Fresken geschmückt. Einer von diesen Künstlern hat wohl die schönen Skulpturen geschaffen, die Reliefs, die erst in der Mitte des letzten Jahrhunderts wieder entdeckt wurden. Sie waren auf dem Friedhof von aller Welt vergessen und unbeachtet, von Dorngebüsch überwuchert, und erst nachdem man sie erkannte, sind sie in die Kirche übergeführt worden. Das Marmorrelief an der Nordwand des Kirchenschiffes, in einer Umrahmung von Muscheltabernakeln, stellt die Madonna dar mit dem Kinde zwischen dem Heiligen Rochus und Sebastian. Es ist ein Werk aus dem 16. Jahrhundert, und besonders San Sebastian ist von vollendeter Schönheit. Die breite Brust ist herrlich modelliert, und durch die schmerzvollen Züge des edlen Hauptes leuchtet etwas von der Siegerfreude des Märtyrers. Wohl in der Zeit, da dieses Werk entstand, spielt die Geschichte, die hier festgehalten sei.

Carona bildete eine kleine Republik, der selbst die Mailänder Herzöge und die Eidgenossen nichts anhaben konnten. Noch heute kann jeder Wanderer in den Südkanton eine burgähnliche Anlage des Dorfplatzes, der eine Art Pfalz darstellt, deutlich erkennen. Die Häuser der gesamten Ortschaft sind eng ineinandergeschachtelt und haben den nämlichen Kastellcharakter. Unter den Arkaden des Municipio hielten die von Carona Gericht vor allem Volke.

Nun trug es sich zu, daß ein Caronese sich eine kleine Dieberei hatte zuschulden kommen lassen. Wie es das Gesetz verlangte — wurde er vor den Richter gerufen und sollte seine Tat rechtfertigen. Der schlaue Mann fragte das Geschworenengericht sogleich, wer strafbar sei, wenn einer einen